

Communicatio Socialis

ZEITSCHRIFT FÜR PUBLIZISTIK IN KIRCHE UND WELT

In Verbindung mit

MICHAEL SCHMOLKE (MÜNSTER) und KARL HÖLLER (AACHEN)

herausgegeben von

FRANZ-JOSEF EILERS SVD (ROM/GENF)

in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Katholischer Publizisten
Deutschlands e. V.

3. Jahrgang 1970

Januar–März

Nr. 1

Der Sprachgebrauch in der Kirche — kritisch

von *Wilhelm Gössmann*

I. Der Vorrang der Glaubwürdigkeit

Welche Forderung stellt man als Zuhörer an den, der spricht, und an das, was gesagt oder geschrieben wird? Über alle Formen der sachlichen Information hinaus: daß der Sprechende glaubwürdig sei. Es ist dies eine Forderung, die heute allgemein erhoben wird, von der auch die Kirche in keiner Situation abssehen darf. Allein hiervon hängt ihre Zukunft ab. Die Glaubwürdigkeit wird greifbar in der Sprache, die wir sprechen und die wir tagtäglich hören müssen. Man kann an ihr darlegen, daß und wie der Gebrauch der Sprache ethisch verpflichtend ist, gerade auch dort, wo es um Fragen des Glaubens geht.

Sobald man mit dem, was man sagt, unglaubwürdig wirkt, geht das Vertrauen verloren. Zu den schwersten Enttäuschungen gehört es, wenn man jemanden als glaubwürdig befunden und daraus Konsequenzen gezogen hat, dann aber einsehen muß, daß diese Glaubwürdigkeit Trug war. Kontrolle begründet keine Glaubwürdigkeit, sondern verhindert sie. Geistige Verlässlichkeit und persönliches Vertrauen, wozu auch das Unbekannte und noch Unvertraute gehören, machen sie da-

Prof. Dr. Wilhelm Gössmann, Ordinarius für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abteilung Neuß, ist durch zahlreiche Publikationen zum hier angesprochenen Thema an die Öffentlichkeit getreten.

gegen beim anderen möglich. Zwischen der Sprache und diesen Erfahrungen des Lebens muß es einen inneren Zusammenhang geben. Auf den verschiedenen Gebieten der Öffentlichkeit, der Literatur, des Glaubens und des persönlichen Gesprächs macht sich dieses Gegenseitigkeitsverhältnis von Sprache und Glaubwürdigkeit besonders bemerkbar.

Das Problem spitzt sich auf die Frage zu, ob es eine ethisch belangvolle Stilkritik gibt und geben kann. Daß sie nicht mit rein sprachlichen Mitteln allein durchgeführt werden kann, liegt auf der Hand. Aber es dürften auch außersprachliche Maßstäbe zu finden sein, die der Sprache gemäß sind und mit rein sprachlichen Kriterien übereinstimmen. Zwischen dem, was der Mensch erfährt und dem, was er redend und schreibend äußert, sollte Übereinkunft herrschen.

Diese Übereinkunft kann wider besseres Wissen unterbleiben, weil man nicht über eine entsprechende Ausdruckskraft verfügt. Es kann aber auch so sein, daß man seine sprachlichen Fertigkeiten mißbraucht, seine Gedanken hinter Worten verbirgt und sich den Anschein der Glaubwürdigkeit zu geben versucht. Wachsamkeit ist am Platze. Täuschung, Lüge, bewußte Irreführung, alles dies geschieht mit gutem und schlechtem Gewissen.¹ Das Sensorium für glaubhafte Übereinkunft im eigenen Sprechen wie dem der anderen liegt in einem kritischen Sprachbewußtsein. Dies auszubilden, muß Aufgabe jeder didaktischen Unterweisung sein.

Wer ein Gespräch führt, wer in eine politische Diskussion eingreift, wer literarische Texte formuliert oder in der Predigt den Glauben verkündet, wird von den andern Menschen nicht zuerst auf Grund seiner Sprachform und seines Sprachstils beurteilt, sondern im Hinblick auf seine Person. Der Sprachstil wird als Kennzeichen für die innere Überzeugung gewertet. Man greift hinter die Sprache oder durch die Sprache hindurch auf die Person des Redenden. Man kann nicht ausweichen oder, was daselbe ist, sich auf allgemeine bildungsmäßige Positionen zurückziehen. Der Rückzug auf eine sogenannte objektive Wahrheit kann zuweilen sehr unglaubwürdig sein.

So ist es notwendig geworden, die gegenwärtigen Sprachüberlegungen mehr als zuvor im Begriff der Glaubwürdigkeit zu verankern.² Die Glaubwürdigkeit gründet im Verstehen seiner selbst, im Erlebnis der persönlichen Welt jedes einzelnen. Zwar kann man die Glaubwürdigkeit noch nicht mit der Ebene des Gewissens gleichsetzen, aber es resultiert aus ihr doch der eigene Lebensweg. Wer ihn verläßt und sich nicht mehr an den eigenen Erfahrungen orientiert, wird nicht nur unglaubwürdig für die andern, sondern auch unwahrhaftig vor sich selbst.

Wissen reicht nicht aus, um für sich selbst einen glaubwürdigen Standort zu gewinnen. Es muß eine meditative Einübung dazukommen. Sie erst bewirkt innere Freiheit und geistige Einsicht. So gelangt der Mensch zu einer Wahrheit, die er anerkennt, für sich gültig heißt. Mit anderen Worten: er wird wahrhaftig. Ein Zitat aus den Tagebüchern Kierkegaards: „Was mir eigentlich fehlt, ist, daß ich mit mir selbst ins reine darüber komme, was ich tun soll, nicht darüber, was ich erkennen soll — es sei denn, soweit ein Erkennen jedem Handeln vorausgehen muß. Es kommt darauf an, meine Bestimmung zu verstehen, zu sehen, was die Gottheit eigentlich will, daß ich tun soll; es gilt eine Wahrheit zu finden, die Wahrheit für mich ist.“³

Meditation als Erwecken und Sammeln der eigenen geistigen Kräfte ist in unserer Zeit, mehr als man es wahrhaben will, erforderlich geworden. Im Schwinden des religiösen Sinnes, zumindest im traditionellen Verständnis, muß im profanen Gesamterleben eine neue Instanz erworben werden, die einen Sinn auf Zukunft hin deutlich werden läßt. Dazu bedarf es der Meditation. Auf die Bedeutung der Tiefenpsycho-

logie für die eigene Glaubwürdigkeit sei hier nur hingewiesen. Ohne Kontakt mit der bereitstehenden Innenwelt gibt es keine Glaubwürdigkeit. — Es ist an der Zeit, diese Gedanken in unserer aufklärerischen Welt zu verstehen und für die Sprache, in der wir uns aufhalten, neu zu entdecken. Denn ohne die im Meditativen gefestigte Glaubwürdigkeit würden wir bald nicht mehr fähig sein, die Erfahrungen des Glaubens positiv auszudrücken. Ein Prozeß der bloßen Sachinteressen hat auch die Sprache ergriffen und ist im Begriff, alles auszuscheiden, was ihm nicht nachkommt. Deshalb muß mit Nachdruck auf die in der Sprache gelegenen meditativen Möglichkeiten hingewiesen werden. Das mag altmodisch klingen, ist aber durchaus anders gemeint. Skepsis, Selbstkritik, Distanz schaffende Ironie müssen um des inneren Freiheitsraumes willen hineinspielen und eine simple Naivität in Frage stellen. In seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ macht Robert Musil⁴ seinen Lesern den Vorschlag, die Kühnheit ihrer Gedanken statt auf ihre Maschinen auf sich selbst anzuwenden.

Unsere Sprache ist in mancher Hinsicht leere Hülse, nichtssagende Phrase und äußerer Gerede geworden, sofern sie nicht von der Glaubwürdigkeit gehalten wird. Durch die Glaubwürdigkeit wird die Sprache wieder wirklichkeitsgefüllt, bleibt menschlich offen und im Hinblick auf die menschlichen Erfahrungen wandelbar und bildsam. Eine wichtige Aufgabe ist es deshalb, mit Hilfe der Glaubwürdigkeit die Verlogenheit und die falschen Faszinationen, die sich in das menschliche Sprechen einschleichen, zu entlarven.⁵ Der Rückzug auf das sicherlich stark subjektive Prinzip der Glaubwürdigkeit erweist sich bei genauem Zusehen geradezu als Vorstoß in eine neue geistige Position.

Ob wir mit dem, was wir sagen, glaubwürdig sind oder nicht, wird uns von den andern Menschen bekundet. Wir können für uns nur wahrhaftig sein, uns um Wahrhaftigkeit bemühen und hoffen, daß die andern Menschen uns glaubwürdig finden. Durch die Sprache stehen wir in einem weit verzweigten sozialen Gefüge. Die andern Menschen sind unser Spiegel. Sie können uns akzeptieren oder ablehnen; wir unterliegen ihrem Urteil. Nicht schon dadurch, daß wir reden, was die andern hören wollen, werden wir glaubwürdig, wohl aber dadurch, daß wir die andern ernstnehmen, auch im Widerspruch zu ihnen. Nicht die erwartete Zustimmung kann den Vorrang beanspruchen, sondern die ernst gemeinte Auseinandersetzung. Erst indem unsere Sprache in einem solchen offenen Raum sich ausweist, entsteht Verbindlichkeit, Gemeinsamkeit.

Es braucht also keineswegs das Wahrsein eines bestimmten Wahrheitsbegriffs bestritten zu werden. Als problematisch wird dieser Wahrheitsbegriff nur dadurch empfunden, daß er zu früh und zu unvermittelt, ohne Berücksichtigung der menschlichen Unzulänglichkeit, auf das persönliche Leben, auf die politischen und gesellschaftlichen Vorgänge angewandt wird.

Durch das Bewußtsein, glaubwürdig inmitten aller Halbheiten und Konflikte zu bleiben, kommt in das menschliche Sprechen und Handeln ein inneres Kriterium, und zwar gerade für die Erfahrungen, die sich einer rationalen Beurteilung entziehen. Durch die Glaubwürdigkeit kann man den irdischen Relativitäten viel besser gerecht werden, als durch einen von außen herangebrachten Wahrheitsbegriff. Man lernt darauf achten, ob einem etwas gemäß ist oder nicht; man folgt erst dann einem sittlichen Anspruch, wenn er das Leben bewegt. — Noch einmal: In den Menschen liegt die Glaubwürdigkeit und Verbindlichkeit der Sprache begründet und nicht einfach in einer objektiv mitteilbaren Wahrheit. Vielleicht könnte man das Gegenseitigkeitsverhältnis etwa folgendermaßen formulieren, daß die Wahrheit

wahr sein soll in der Glaubwürdigkeit, und die Glaubwürdigkeit glaubwürdig durch den verborgenen Anspruch erfahrener Wahrheit.

Die Glaubwürdigkeit ist ein anthropologischer Begriff, wenngleich nicht mehr im strengen Sinne metaphysisch wie der Begriff der Wahrheit und des Guten. Diese Verlagerung der Gewichte auf das Menschliche, auf den menschlichen Vorraum der Wahrheit, teilt die Glaubwürdigkeit mit der Wahrhaftigkeit, der Aufrichtigkeit, der Redlichkeit und der Ehrlichkeit. Selbst die strengsten dogmatischen Systeme werden durch diese Wendung in der Struktur des Denkens und Argumentierens umgewandelt. Was auf der Betrachtungsebene einer objektiv vorgegebenen Wahrheit sonst Irrtum oder sogar Unglaube sein mußte, kann jetzt in Toleranz geachtet werden. Begriffe wie Religionsfreiheit, Toleranz, persönliche Überzeugung haben denselben Ursprung in dem Respekt vor der menschlichen Person wie die Glaubwürdigkeit.

Mag sich auch der Begriff der Glaubwürdigkeit überall ein wenig anders artikulieren, im Grunde ist er der einzige Weg zur Verständigung über politische und weltanschauliche Schranken hinweg. Unser neuer Sinn für die Glaubwürdigkeit ist nicht zuletzt der Anlaß dafür, daß sich das Lutherbild in der katholischen Kirche gewandelt hat — wenn auch fast zu unproblematisch, um wirklich zu überzeugen — und daß es künftig so etwas geben wird wie als Heilige rehabilitierte Ketzer, etwa Johannes Hus. Für alle möglichen Vorkommnisse, Veranstaltungen und Erklärungen wird heute schon das Wort glaubwürdig verwandt. Es wird sicherlich in der nächsten Zeit eine ähnliche Inflation erleben wie vor einigen Jahren das Wort „existentiell“. In den Zeitungen springt es jetzt schon überall dort ein, wo die Aussage eines Politikers oder die Verlautbarungen einer politischen Zusammenkunft nach außen als richtig dokumentiert werden sollen.

Kritisch führt J. Hennig aus: „Es ist schwer zu sagen, ob der heutige inflatorische Gebrauch von ‚glaubwürdig‘ ein Ableger von dem auf religiösem Gebiet ist, wo dieser Begriff ja am ehesten beheimatet sein sollte, oder ob hier wieder ein Fall vorliegt, in dem sich kirchliche Kreise eines populären Begriffs bedienen, ihn in ihrem Sinn interpretieren und sich damit der Welt öffnen. Bei einem mit ‚glauben‘ zusammengesetzten Worte ist dies besonders gefährlich in einer Sprache, die nicht unterscheiden kann zwischen belief, faith und creed. Gerade auch im religiösen Bereich ist ‚glaubwürdig‘ ein absoluter Wertbegriff geworden, dem gegenüber es keine Berufung auf konkurrierende Werte oder gar Kriterien gibt. Daß insbesondere die Sprache der Kirche unglaubwürdig sei, wird nicht mehr damit begründet, daß sie intellektuelle Irrtümer lehre, nicht einmal mehr damit, daß ihre Diener nicht tun, was sie lehren, sondern mit ihrem Klang.“⁶

Es gibt Regionen, die als Einfallstor für sprachliche Unglaubwürdigkeit besonders gefährdet sind. Sie sollen thesenhaft angefügt sein:

1. Wenn jemand etwas aus Liebe, Vertrauen und menschlichem Interesse getan hat und ihm stattdessen egoistische Berechnungen unterschoben werden: Politik statt Menschlichkeit.
2. Wenn man die eigene Überzeugung in entscheidenden Fragen zugunsten von Institutionen, Recht und Gewohnheit unterschlägt: juristisch und moralisch sich unschuldig wähnen.
3. Wenn der Anspruch des Schöpferischen ohne Respekt vor seinem geistigen Rang popularisiert, pädagogisiert, imitiert und als Bildungskonsum verbraucht wird: Plattheit statt Qualität.

4. Wenn Meinungen nicht aus Überzeugungen entstehen, sondern durch nicht informierende, haltlos beeinflussende Werbung und Propaganda: Manipulation statt Widerspruch und Auseinandersetzung.
5. Wenn Wahrheiten nicht in der Bredung von Ironie, Satire oder Parodie ausgesagt werden, finden sie oft nicht die ihnen entsprechende Form: Naivität statt geistigen Urteilsvermögens.
6. Wenn das, was einer empfunden und innerlich erlebt hat, nicht in der Sprache zum Ausdruck kommt, dann entsteht aus dieser Diskrepanz Gerede, Phrase, Klischee. Man kann auch reden, wenn man nichts erfahren hat.
7. Wenn man sich falschen Anschein gibt. Dazu gehört, der Höhe eines Glaubensanspruchs zuzustimmen, diesen aber nicht zu erreichen und sich der Vorstellung hinzugeben, man hätte die Forderungen erfüllt; ferner, sich nach außen als modern aufzuspielen und im Herzen doch altmodisch zu sein.
8. Wenn man die Formen der Höflichkeit mißbraucht, um Freundlichkeit vorzuspielen. Auch in der Höflichkeit gibt es Grade der Glaubwürdigkeit.
9. Wenn man mit der Ehrlichkeit so weit geht, daß alle anderen menschlichen Werte aufgegeben werden. Es gibt eine rechtschaffene und eine brutale Ehrlichkeit.
10. Wenn man sich mit seinem Bewußtsein auf einer nicht angemessenen Entwicklungsstufe aufhält. Die Glaubwürdigkeit verlangt intellektuelle Redlichkeit.

II. Die Sprache in den christlichen Gemeinden

Der Glaube steht heute in einer anderen Sprachsituation als früher. Wer sie nicht wahrnimmt, redet am Glauben und an den Menschen vorbei. Bei der gegenwärtigen Diskussion ist es mehr als heilsam, die erforderlichen Konsequenzen für die Sprache zu ziehen, wie sie in den Gemeinden tatsächlich gesprochen, gehört und weitergegeben wird, also die Umsetzung in die Praxis. So stellt sich für den Bereich des Glaubens das Problem der sprachlichen Glaubwürdigkeit besonders eindringlich: als Zurückbleiben hinter den Erkenntnissen und Erfahrungen unserer Zeit. Erst eine harte Kritik, die vor nichts zurückschreckt und zuständig im Urteil ist, könnte die christlichen Gemeinden in eine bisher nicht bekannte Freiheit versetzen. Denn der religiöse Sprachgebrauch verhindert auf weite Strecken den Zugang zum Glauben.

Wenn man nicht als Zuschauer von außen die aus der Zeitsituation erwachsenen Aufgaben ansieht, sondern mit innerer Beteiligung sich für diese Vorgänge interessiert, dann kann man darunter leiden, wie wenig qualifizierte Spracharbeit in der Kirche geschieht. Ein guter Wille reicht eben nicht aus. So wertvoll auch die Tätigkeit von Kommissionen sein kann, die vielerorts und überregional tagen, wenn nicht in schöpferischer Weise um die Formulierbarkeit des Glaubens gewußt ist, bleiben alle Bemühungen hinter der Zeit zurück.

In sprachlicher Hinsicht darf es keine grundsätzlichen Festlegungen geben, vielmehr eine Freiheit, die allein von der außersprachlichen Erfahrung des Glaubens abhängig ist. Daß traditionelle Sprachmuster und formelhafte Redewendungen, wie sie immer schon üblich sind, dabei hemmend oder wegweisend wirksam sind, braucht kaum erwähnt zu werden. Dies aufgreifend und in Frage stellend, geschieht die Auseinandersetzung von Glaubenserfahrung und sprachlich formulierter Aussage, gerade auch in einer Sprache, in der schon jahrhundertelang dieser Prozeß im Gange ist.

a) Die Predigt

Schon das Wort „predigen“ klingt für unsere Ohren sehr altmodisch, immer noch moralisierend, und engt auf den Kirchenraum traditionell ein. Man stellt sich von vornherein auf den allzu bekannten Predigtton ein, der durch Jahrhunderte vertraut geworden ist und heute Unbehagen auslöst. Soll man dafür das Wort „verkünden“ gebrauchen? Es klingt neuartig, wirkt liturgisch feierlich, gibt sich vornehm, theologisch gebildet, ohne die Bedrängnis und Skepsis des modernen Menschen in sich aufgenommen zu haben.

Wenn schon die Bezeichnungen für das, was getan werden muß: predigen — verkündigen, fragwürdig geworden ist, um wieviel mehr dann die Sprache, in der es geschehen soll. Die Erwartungstendenz beim Zuhörer erfüllt sich in vorgeprägten Bahnen und nicht in der Weise inneren Weiterkommens und eigener Konfrontation. Die Begriffe predigen und verkündigen sind sicherlich nicht falsch oder unrichtig, nicht einmal schlecht; sie sind eher einseitig determiniert, sind kein Appell in unserem Bewußtsein. Was tut man, wenn im herkömmlichen Sinne des Wortes gepredigt wird? Man hört entweder andächtig zu oder schaltet ab. Und wenn verkündigt wird? Man stimmt entweder vorbehaltlos zu oder lässt den als autoritär erfahrenen Ton nicht an sich herankommen. Andächtig Zuhören und mit Gewißheit Zustimmen sind Sprachhaltungen, die in dieser Form dem heutigen Menschen nicht mehr gemäß sind.

Die Sprache der Predigt muß einer wachen Sprachhaltung der Zuhörer entsprechen. Nicht das Sprechen, sondern die hervorgerufene Form des Zuhörens ist entscheidend. Wer die Sprache der Predigt beurteilen will, muß auf Seiten der Zuhörer stehen.

Wenn man als Zuhörer über die Predigt reflektiert, so fragt man sich: Kommen wir durch die Predigt zum Nachdenken? Erhalten wir in der Predigt genügend Anregungen, Hinweise und Informationen? Oder werden wir durch den Predigtton emotional festgelegt? Die zuhörenden Gemeinden möchten angesprochen werden von einem Glaubensanspruch, der für das Leben wach macht. Das geht nicht mehr mit dem alten Predigtstil und den damit vereinigten Sprachhaltungen. Erheben, feiertäglich stimmen, auferbauen, andächtig sammeln, exemplarische Geschichten erzählen, geistlich erregt über den Sittenverfall donnern, von oben herab etwas behaupten oder verurteilen, resignativ klagen und anklagen — solche Sprachhaltungen aus der Vergangenheit verderben die Sprache. Aber auch moderne Sprachhaltungen wie schockieren, im theologischen Modejargon reden, können für die Sprache der Predigt genauso verhängnisvoll sein. Die Korrektur muß bei den Sprachhaltungen beginnen, die von den Wörtern predigen und verkündigen ausgelöst werden.

Der Sprachstil ist nicht eine schöne Zutat, sondern Ausdruck einer inneren ethischen Haltung. Deshalb ist auch die Arbeit an der eigenen Sprache mehr als eine ästhetische Angelegenheit, mehr als das Polieren einer stümperhaften Ausdrucksweise! Sie bewahrheitet die Glaubenserfahrung. Wie sich der individuelle Sprachstil wandelt, so noch mehr der Stil der Predigt überhaupt. Bestimmte Redewendungen kommen plötzlich nicht mehr an, sie haben sich verbraucht. So müssen vor allem diejenigen, die über öffentliche Kommunikationsmittel sprechen, ihren Stil ständig überprüfen und gegebenenfalls anderen das Feld räumen. Unser Sprachstil verbraucht sich. Er verbindet sich heute mehr denn je mit dem Modischen. Daß hier Gefahren liegen, ist indiskutabel, aber der Rückzug auf eine überzeitliche Predigtsprache wäre noch verhängnisvoller.

Die Autorität des Wortes Gottes hat in der Vergangenheit oft zu einer autoritären Sprache, zu einem unkontrollierten, selbstsicheren Sprechen verführt. Durch einen rechten Gebrauch der Anredeformen kann man das Verhältnis zu seiner Gemeinde richtigstellen. Es darf nicht so sein, daß man mit dem Anlegen priesterlicher Gewänder und Insignien seine normale Sprache und seinen angeborenen Habitus aufgibt und als ein anderer spricht.

Da das Thema der Predigt wahrlich groß ist, vergreift man sich allzu leicht in der Wortwahl. Satzfügungen werden gebraucht, die alles und rein gar nichts ausdrücken. Worte mit hoher Bedeutung stehen neben Phrasen und Klischees und werden deshalb auch zur Phrase. Es ist nicht leicht, den eingeschliffenen religiösen Sprüchen zu entgehen. — Wie ist es möglich, eine Predigtsprache zu finden, die der Theologie von heute gemäß ist, wenn sie selbst keine klare und geistig anregende Sprache schreibt? Es gibt den bombastischen Theologenstil, der auf die Predigt übergreift. — Es gibt den theologischen Sturz ins Interessante, ins Manieristische, in die flotte Diktion. Der Essayismus beherrscht das Feld.

Die Predigt ist weitgehend theologische Aufklärung, aber gerade deshalb muß der rechte, d. h. der verständliche Gebrauch theologischer Formulierungen überprüft werden. Ein theologischer Ausdruck ist fast immer eine Summe von vielen Einzelüberlegungen und vielschichtigen Sachverhalten. Wird er nur als Begriff übernommen, dann verstellt er die dazu erforderlichen Vorüberlegungen, wird zur handlichen Münze und ist nicht mehr ein präzises Vergrößerungsglas, sondern verzerrt das Verständnis, vor allem, wenn das übrige Wortfeld anderen Sprachschichten zugehört: Die heilsgeschichtliche Intention Gottes über dem Stall von Bethlehem — Das Volk Gottes in seiner hierarchischen Struktur mit dem Heiligen Vater in Rom. Das ist sprachlich nicht nur aufgebaut und verwirrend, sondern auch sachlich falsch.⁷

Eine wirkungsvolle Stilkritik wäre nur an Hand von vielen Texten möglich. Da dies den vorgegebenen Rahmen sprengen würde, soll wenigstens in einigen Thesen das grundsätzlich Gesagte bestätigt und erweitert werden:

1. Der allzu bekannte Predigton läuft der Predigt zuwider: In der Predigt sollte nicht gepredigt werden!
2. Der Prediger erscheint zu gern als theologisch vorgebildet: Die heutige Predigt verträgt keinen theologischen Fachjargon!
3. Hinter Formulierungen wie: die Kirche lehrt — in der Bibel steht — das Konzil sagt, verbirgt sich oft eine autoritäre Anonymität: Wer nicht mit anderen über seinen Glauben gesprochen hat, findet auch nicht in der Predigt die rechten Worte.
4. Von Kardinälen abwärts ist es zur Gepflogenheit geworden, bei jeder Gelegenheit von Glaubenzweifeln und dergleichen zu reden: Das Kokettieren mit einem modernen Lebensgefühl ruiniert die Glaubwürdigkeit.
5. Viele Prediger vergessen, daß sie Zuhörer haben: Nur wer selbst zuhören kann, kann auch verkündigen.
6. Die Sprache der Predigt hat Öffentlichkeitscharakter: deshalb muß sie sich auch der Diskussion der Zuhörer stellen.
7. Die Sprache der Predigt ist sowohl im Stil wie im einzelnen Ausdruck der profanen Sprechweise verpflichtet: Das Hauptkriterium ist die Übereinstimmung von innerer Erfahrung und der sprachlichen Formulierung.

8. Die Sprache der Predigt ist Bezeugung des Glaubens durch Gläubige: Sie ist keine religiöse Werbesprache.
9. Die Sprache der Predigt muß sich, wie die gesamte Rhetorik, radikal umorientieren: Nicht Erbauung, nicht Ärger und Verdruß, sondern die religiöse Resignation ist der zu überwindende Widerstand.
10. Die Sprache der Predigt ist nicht Wort Gottes, sondern unser unzulänglicher Versuch, darüber reden zu müssen. Wir reden zu viel, ohne das zu sein, was wir reden.

b) Das Gebet

Die Kritik an der jeweiligen Sprache des Gebetes ist alt. Da unser religiöses Bewußtsein heute besonders hellhörig, ja sogar empfindlich geworden ist, wird sie besonders streng. Unser Sinn für sprachliche Glaubwürdigkeit tut sein übriges. Nur wenige Gebete halten der Kritik stand, wenn man auch noch literarische Maßstäbe anlegt. Aber die literarischen Maßstäbe wirken heilsam, wenngleich oft deprimierend. Eine genaue Bestandsaufnahme, die nicht einseitig verfährt und die verschiedenen stilkritischen Gesichtspunkte berücksichtigt, könnte in unserer Zeit sehr förderlich sein. Es kommt nicht auf die schönsten Gebete an, sondern auf solche Texte, die sprachlich und deshalb auch religiös überzeugen.

Nachdem man den gewaltigen Berg an Gebetstexten aus der Vergangenheit ein wenig sorgsam und mit Bedacht durchgesehen hat, kann man zu der resignativen Einsicht gelangen: Gebete sind eine Beleidigung Gottes, und es wäre besser, die Menschen würden das Beten aufgeben. Nicht aus atheistischer Ablehnung oder einer persönlichen Hybris braucht ein Eindruck dieser Art hervorzugehen, sondern aus Achtung vor dem „Göttlichen Bereich“, in den man nicht wie ein lästiger, eifertiger und unvernünftig Redender, kindisch plappernder Bittsteller eindringen darf. Daß sich in die Frömmigkeitssprache leicht Unechtes, Abergläubische und Kitsch, besonders Werkgerechtigkeit einschleichen konnten, ist allgemein bekannt. Aufregend geradezu ist der Bericht Johann Michael Sainers über die Erledigung seines Auftrages, die bayerischen Gebetbücher auf die Richtigkeit ihrer religiösen und theologischen Aussagen zu überprüfen. Das Ergebnis war eine große Bücherverbrennung und die Entstehung seines eigenen Gebetbuches.

Was folgt daraus nun für die Sprache des Gebetes? Man kann weitgehend auf das traditionelle Vokabular der Sakral- und Frömmigkeitssprache verzichten und sich den Vorstellungen, Begriffen und Erfahrungen aus der profanen Welt hingeben. Sie bleiben nicht einfach profan, werden auch nicht religiös umgemünzt, sondern in einen anderen Zusammenhang genommen. Diesen herzustellen, ist die Aufgabe der Gebetssprache. Sie geht aus individueller Einsicht hervor und öffnet sich für die Einsichten anderer. Der zeitweilige Verlust der alten Sakralwelt läßt einen Ausblick offen, der nie zutage getreten wäre, wenn sie sich nicht verbraucht hätte. Es ist nun an der Zeit, auch die Konsequenzen zu ziehen, nicht nur theoretisch, sondern in der Praxis des Formulierens und Betens. Schon damals im Gefolge der Aufklärung schrieb Johann Peter Hebel: „Wir haben unsere Gebete und Predigten vor der alten Dogmatik gereinigt, reinige Gott auch unsern Stil von allem Schlendrian des Ausdrucks, von allem Hinübergreifen ins Homiletische und Geistliche und Biblisch-Paulinische.“⁸ Beten bedeutet nicht, daß die uns bedrängenden Probleme auf Gott abgeschoben werden. Gott ist kein Deus ex machina! Gebet als Resignation, so berechtigt es im

Einzelfall sein mag, wendet kein Verhängnis. Wie oft wird gerade auf diese Form des Betens in der modernen Literatur angespielt und ihre Nichtigkeit herausgestellt. Man denke nur an die Szene aus Brechts „Mutter Courage“, wo die armen Leute eines kleinen Bauernhofes vor der von der Soldateska bedrohten Stadt, statt Alarm zu schlagen, Gebete murmeln. Sie können nicht einmal das Mädchen, die stumme Tochter der Mutter Courage, begreifen, das auf das Dach steigt und den Mut aufbringt, Alarm zu schlagen und sich so für das Leben der Stadtbewohner opfert.⁹ Fast scheint es, als wäre alles Beten überflüssig, das nicht die Lebenswirklichkeit ins Bewußtsein ruft. Oder muß auch hier das Paradox stehen bleiben? In einer Erzählung von Günter Kunert rückt das Beten in eine solche Doppeldeutigkeit: „Die alte Frau, aufgelöst das graue Haar in Strähnen, vor Angst gefältet das Gesicht, die ihren Sohn unschuldig nennt, sie spricht nun mit Gott, der nicht antwortet. Sie ruft ihn an, er ist nicht da. Oder gerade über Saigon tätig, über Leopoldville, über dem unheilen Berlin, über den vierundzwanzig Dächern eines vergessenen Gebirgsdorfes... Bitte um Bitte jagt Mutter Miller aufwärts, daß ein einziges Mal das Unmögliche Ereignis werden möge. Es muß. Sie schreit stumm den Adressaten da oben im abendlichen Ungewissen an: Rette ihn! Es muß sein.“¹⁰

Man sollte darum wissen, daß nicht nur die meisten christlichen Worte und Begriffe heute wie unverständliche Fremdwörter klingen. Das Beten als religiöse Erfahrung ist problematisch geworden. Man kann die alten Worte der Frömmigkeit nicht einfach durch andere ersetzen. Man kann die Emphase eines Gefühls nicht mit dem Schnittmesser einer größeren Nüchternheit beschneiden. So entsteht kein neuer Text. Die Sagbarkeit des Glaubens im Gebet bedarf noch einer intensiveren Anstrengung.¹¹ Eine Reinigung von gehaltlosen und überlebten Metaphern und Redewendungen reicht nicht aus. Die Problematik steckt tiefer; sie muß den Kern tradiert christlicher Anschauungen treffen.

1. Die Sprache der Frömmigkeit und Andacht, wie sie sich in den letzten Jahrhunderten ausgebildet hatte, ist verbraucht und damit auch das religiöse Gefühl, von dem sie getragen war.
2. Die Erfahrung, die sich radikal oder auch nur vorsichtig anmeldet, ist die einer künftigen Gebetslosigkeit. Bedeutet dies eine Abneigung des modernen Menschen, seine Sorgen und Bitten worthaft vor Gott zu formulieren?
3. Die Sprache des Gebetes und der Liedtexte wird vorerst nicht mehr die des Hymnus sein; das Lob Gottes ging zu leicht von unseren Lippen.
4. Bittgebete in der Form von Fürbitten haben bei allem Rückgang des Gebetes noch die größte Chance zu überleben; nicht das Bitten ist das Wichtigste, sondern das Bewußtwerden der in der Zeit gelegenen Bedrängnis.
5. Die Glaubenserfahrung, wie sie in der Sprache der Psalmen sich ausgedrückt hat, lebt von der zeitüberdauernden Kraft dieser Aussagen; sie fordern zu immer neuer Konkretisierung heraus.
6. Wir sollten viel mehr unsere eigene Lebenswelt, unser Bewußtsein und die gesellschaftlichen Zustände denkend und Konsequenzen ziehend aufarbeiten; das wäre Beten.
7. Nicht nur die heilsgeschichtlichen Taten Gottes rühmend feiern, sondern sie mit der Umwelt des Glaubens konfrontieren, so wird das Wort Gottes zu unserer eigenen Reflexion nah und verpflichtend.
8. Nicht emotionale Frömmigkeit, sondern Meditation.

9. Neue Wörter und Begriffe sollten gesucht werden, die uns aus unserer Gleichgültigkeit aufschrecken und den Zustand religiöser Bedrückung zerstören; denn das Gebet macht frei.
10. Gebet als Zustimmung der Gemeinde auf die im Widerspruch zur Selbststreichung stehende Glaubensverkündigung.

c) Umgangssprache

Die Sprache der Predigt und die des Gebetes haben die Umgangssprache der Christen mitgeprägt. Landschaftlich gibt es hier sicher große Unterschiede. In der Großstadt, wo das christliche Brauchtum zurückgegangen ist, dürfte es wiederum anders sein als auf dem Lande. Auch das Milieu, in dem man aufgewachsen ist, wirkt sich aus. Eine genaue Beschreibung und Erforschung des christlichen Sprachgebrauchs kann hier nicht angestrebt werden. Aber es ist doch zu wenig, von der Sprache der Predigt und des Gebetes allein zu sprechen, ohne den größeren Umkreis in den Blick zu nehmen. Wie früher von der Predigt und vom Gebet der sprachliche Einfluß ausging, so müßte es heute umgekehrt sein, von der Umgangssprache in eine lebensnahe Sprache des Glaubens. Wie aber ist dies möglich, wenn die Umgangssprache der Christen genauso fatal ist?

Erst mit der Entwicklung zu einer immer stärker profan verstandenen Welt kann die Frage auftreten: Welche Verbindlichkeit des Sprechens tritt an die Stelle des Betens? Denn durch das Beten wurde in der Vergangenheit ein ganz bestimmter und gewiß auch der wichtigste Bereich des menschlichen Lebens von einer höheren Gültigkeit aus erfahren. Manches moderne Gedicht erfüllt diesen Anspruch, aber ein Gedicht nimmt nicht den weit verbreiteten Gebrauch eines Gebetes an. Lassen wir die Frage nach einem verbindlichen Sprechen, das das Gebet ersetzen könnte, offen. Kant konnte zu seiner Zeit noch optimistisch behaupten, daß zu beten aufhört, wer Fortschritte im Guten gemacht hat.

Bei der Umgangssprache der Christen kann man positiv feststellen, daß sich immer mehr ein Sprechen ausbildet, das an den eigenen Erfahrungen des Lebens orientiert ist und sich sehr glaubwürdig darstellt. Es sei in diesem Zusammenhang auf das Glaubensgespräch hingewiesen, das in Freundes- und Familiengruppen stattfindet und alle Verbrämungen abgestreift hat. Ein solches Sprechen lebt nicht aus zweiter Hand, nicht aus den kirchlich vorformulierten Sprachbeständen, sondern von den freundlichen und unfreundlichen Realitäten, die einem widerfahren. Deshalb ist es auch so unnachgiebig gegenüber allem oberflächlichen Gerede in der Kirche, läßt es nicht an sich herankommen. Wer heute glaubt und darüber spricht, möchte diese Intimität respektiert wissen.

Von diesen Ansätzen eines glaubwürdigen Sprechens untereinander muß man jenes Reden unterscheiden, das in christlichen Kreisen zu hören ist und aufdringlich, anbiedernd und peinlich wirkt. Selbst Diskussionen in katholischen und evangelischen Akademien, die die Öffentlichkeit einbeziehen, lassen deutlich werden, wieviel Sentimentalität und kindlich Ungeprüftes in den Köpfen herumspukt. Erwachsenenbildung müßte darauf achten, daß die Christen fähig werden, nur das zu formulieren, was sie verstehen, und nicht so reden, als ob sie für alles zuständig wären. Andernfalls bleibt im christlichen Sprachgebrauch eine dogmatische Sicherheit, die nicht weiß, was sie verschleiert. Die Diskrepanz zwischen religiösen Behauptungen und vor Augen liegenden Realitäten entzieht sich dabei.

Ob als gut oder schlecht zu beurteilen, der unmittelbare Sprachbesitz der Durchschnittskirchgänger geht kaum über das *Vaterunser* und das *Gegrüßet seist du Maria* hinaus, wieviel auch sonst sprachlich konsumiert und nach außen selbstbewußt räsoniert wird. Was ist in der Tat von den vielen Religionsstunden und Predigten hängengeblieben? Mehr eine Atmosphäre als sprachlich artikuliertes und religiös verwendbares Wissen. Atmosphäre jedoch hält die Menschen traditioneller und konservativer und weniger der Reform offen als etwas, das sprachlich in die Klarheit des Bewußtseins eingegangen ist. So ist die christliche Umgangssprache, wo sie noch nicht vom profanen Lebensgefühl zersetzt ist, voll von frommen Redensarten und gutgemeinten Sprüchen, und man verdächtigt um so mehr andersartige Haltungen, die sich nicht so ausdrücken. Wie oft werden aber auch Andersdenkende einfach von dieser innerkirchlichen Redeweise einkassiert, bei Gesprächen, Vorträgen, in der katholischen Presse. Der Begriff einer Ghetto-Sprache klingt dafür noch zu positiv, denn diese darf man nur denjenigen zugestehen, die von außen abgeriegelt sind und denen kein geistiger Zugang gestattet wird.

Sicher ist manches, was hier kritisiert wird, schon überlebt. Aber es tut weiterhin not, mit dem Finger darauf zu weisen:

1. Christen haben selten den Mut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen; zuviel Scham verführt zur Schamlosigkeit.
2. Christen warten auf die literarischen Anstöße von außen; sie selbst haben sich auf einen Sommerschlußverkauf eingestellt; nicht Kunst, sondern Kunsthandwerk und immer noch Kitsch.
3. Die Sprache über die Liebe geht in die höchsten Höhen und lässt den Abgrund der Sexualität ungewaschen. Moderne Versuche mystifizieren.
4. Man redet in gebildeten Kreisen über theologische Fragen und kritisiert aus Versäumnis und Ressentiment. Die Sprache der Startheologen wird zum Gradmesser des Glaubens.
5. Christliche Parteien liefern ein Vokabular aus religiöser, politischer und sozialer Bewußtseinsarroganz; es dringt auch in Grabreden.
6. Die Sprache des Religionsunterrichts steht einer Aufklärung durch den Glauben im Wege; das kindliche Gemüt wird mit ewigen religiösen Phrasen ausgestattet, die man auch als Erwachsener nicht mehr los wird.
7. Man führt in den Gremien der Gemeinde das demokratische Reden ein und hört doch nur auf den Pfarrer, weil er einem leid tut.
8. Die Sprache der Beichtpraxis ging auf das Gewissen über; man forscht sich, aber noch mehr die andern moralisch aus. Am Ende bleibt Gleichgültigkeit.
9. Was sagt man in der Kirche nicht? Weltbewegendes — Gotteslästerliches — Neues.
10. Die große christliche Tugend ist tatsächlich das viele Reden, Kommentieren, Stellungnehmen und Rechtfertigen: Wer redet, weiß anscheinend immer um die Wahrheit!

Sicherlich sind manche Formulierungen in diesem Beitrag provokatorisch und wollen auch so verstanden werden. Sie wollen darauf stoßen, wie notwendig die Auseinandersetzung mit dem heute noch vorherrschenden kirchlichen Sprachgebrauch ist. Das Kriterium ist die Glaubwürdigkeit.

Anmerkungen:

1. Vgl. H. Weinrich: *Linguistik der Lüge*, Heidelberg 1966.
2. Hierzu erscheint in Kürze eine längere Untersuchung von mir, *Glaubwürdigkeit im Sprachgebrauch, Stilkritische und sprachdidaktische Untersuchungen*, Max Hueber Verlag München 1970.
3. S. Kierkegaard: *Tagebücher I. Bd.*, Düsseldorf-Köln 1962, S. 16 (Tagebuch der Reise nach Gilleleie 1. August 1835).
4. Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, hrsg. von A. Frisé, Hamburg 1960.
5. Vgl. F. Cavelli-Adorno: *Über die religiöse Sprache*, Frankfurt 1965; ebenso von mir: *Sakrale Sprache*, München 1965.
6. J. Hennig: *Sprache und Glaubwürdigkeit*, in: *Zeitschrift für deutsche Sprache*, Berlin, 22 (1968), S. 112—121.
7. Vgl. V. Sturm: *Zur Krise der religiösen Sprache*, in: *Dynamik der Kommunikation*, Frankfurt 1968, S. 21—41.
8. J. P. Hebel: *Ideen zur Gebetstheorie*, Werke, hrsg. von W. Altwegg, Freiburg, o. J., S. 511.
9. B. Brecht: *Stücke VII (Suhrkamp-Ausgabe)* Szene: *Landstraße*, Frankfurt 1965. S. 191 bis 201.
10. G. Kunert: *Der Hai*, in: *Die Beerdigung findet in aller Stille statt*, München 1968, S. 65 f.
11. Große Beachtung hat das Politische Nachtgebet gefunden. Vielleicht darf ich auch an dieser Stelle auf eigene Sprachexperimente für den religiösen Bereich hinweisen: Wörter suchen Gott, Zürich 1968; *Kritische Texte — Sentenzen*, Zürich 1970, sowie W. und E. Gössmann: *Die Bergpredigt*, München 1965.

S U M M A R Y

In some regard our language has become more and more empty talk, filling the air but lacking its credibility. This concept may be articulated in a different way, in a different place, but fundamentally it is the only possibility for mutual understanding in getting over political and ideological barriers. With this criterion of credibility, Prof. Gössmann examines in this article the language in the Christian congregation. He develops ten propositions for criticizing the style of religious sermons and he investigates the inadequate forms of praying which are questioned because of their numbness as religious experience. Concluding, he examines to what degree the colloquial speech of the Christians became unfamiliar and therefore unauthentic through the vocabulary of the Church.

R E S U M E N

Nuestro lenguaje se ha convertido, en cierto sentido, en una cáscara vacía, en fraseología sin sentido, en habladurías externas, en cuanto se ve desprovisto de toda veracidad. Este concepto, que puede ser formulado diversamente todavía hoy, es en el fondo el único medio para llegar a un entendimiento mútuo por encima de las barreras políticas o ideológicas. En el presente trabajo, el Profesor Gössmann examina el lenguaje en las comunidades cristianas, basándose en el criterio de la veracidad. Nos presenta diez tesis para una crítica del estilo de los sermones eclesiásticos, examina las formas inadecuadas de oración, que precisamente a causa de su entumecimiento como experiencia religiosa la ha hecho problemática, y, finalmente, establece que el lenguaje cristiano es poco verídico, dado el abismo existente entre el vocabulario sagrado y el de la vida real.